



Schreibmaschine und Bassgitarre

Der Autor und Musiker Mo Foster

bq: Mo, vielen Dank, dass Sie sich die Zeit für dieses Gespräch nehmen. Was ist eigentlich die Geschichte hinter dem Titel „17 Watts“?

Mo Foster: Stellen Sie sich ein paar Schulkameraden vor mit einer Leidenschaft für Musik und dem Wunsch, eine Band zu gründen – obwohl sie keine Ahnung hatten, wie sie es anstellen sollten. 1959 hatten meine Freunde und ich eine Reihe von kleineren Verstärkern angesammelt, alle zwischen zwei und fünf Watt. Wir mussten bald feststellen, dass wir nicht allzu eindrucksvoll klangen. Dann sahen wir die Werbung für den Watkins Dominator-Verstärker, den wir uns gerade so leisten konnten. Er hatte vier Eingänge (1x Gesang, 2x Gitarren und 1x Bass), die Leistung war mit 17 Watt angegeben. Die eine Hälfte der Band fand ihn großartig aber die andere war eher zurückhaltender und befürchtete, er könnte zu viel Power haben: „Er könnte das Publikum verschrecken!“ Daher der Spruch: „Brauchen wir wirklich 17 Watt?“ Während der Recherchen für

das Buch in den Zeiten vor Google erfuhr ich, dass fast jeder Gitarrist in Großbritannien zu irgendeinem Zeitpunkt so einen Verstärker hatte.

bq: Bassisten sind ganz offensichtlich außerordentliche Beobachter, wie sowohl Ihr Buch als auch das von Tony Levin und Guy Pratt zeigen. Sie gelten in erster Linie als Studiomusiker. Haben Sie auch eigene Projekte?

Mo Foster: Vor etwa acht Jahren nahm ich ein Album in einer Kirche in Oxford auf, es heißt „Time To Think“. Ich habe es gerade neu gemastert und einen Bonustrack für die Wiederveröffentlichung auf Angel Air Records im Juli hinzugefügt. Alle vier meiner Soloplatten sind jetzt auf diesem Label: „Bel Assis“, „Southern Reunion“, „Live At Blues“, „West 14“ und jetzt „Time To Think“. Darüber hinaus komponiere ich ständig und nehme eine Menge Verlagsmusik auf.

In Musikerkreisen bewirkt die Erwähnung des Names „Mo Foster“ oftmals eine lebhaft Diskussions darüber, welche der zahlreichen Geschichten aus seinem Buch wohl die aberwitzigste und skurrilste sei. Das betreffende Buch ist natürlich „17 Watts – The Birth Of British Rock Guitar“ von 1997, erschienen in den USA unter dem Titel „Play Like Elvis“. Die liebevolle Beschreibung der Anfänge der englischen Rockmusikszene von den 1950ern bis heute enthält grobkörnige Schwarz-Weiß-Aufnahmen aus den Fotoalben von Leuten, die später zu Gitarrengrößen wurden – von ihren ersten Gitarren, ihren selbstgebastelten Verstärkern und bei ihren ersten musikalischen Gehversuchen. Mo Foster ist allerdings nicht primär Schriftsteller, sondern zunächst einmal ein legendärer Londoner Bassist mit einem beeindruckenden Können und einer umfangreichen Diskographie. Künstler, deren Musik er mit seinem geschmackvollen Bassspiel bereicherte sind u. a. Ringo Starr, Phil Collins oder Jeff Beck. Ich traf den vielbeschäftigten Musiker zwischen zwei Produktionen zu einem Gespräch.

Von Christoph Chendina

„Es ist wundervoll, einfach Freunde anzurufen, die auch noch Musiker in London sind.“

bq: Sie sind ja auch Produzent und betreiben Ihr eigenes Studio.

Mo Foster: Neben meiner eigenen Instrumentalmusik habe ich Platten für Künstler wie Maggie Bell, Dr. John, Debbie Bonham, Michael d'Abo und Gil Evans produziert. Ich nehme meist in größeren Räumlichkeiten auf und heutzutage hat jeder ein Pro-Tools-System. Es ist wundervoll, einfach Freunde anzurufen, die auch gleichzeitig noch die besten Musiker in London sind.

„Es ist wundervoll, einfach Freunde anzurufen, die auch gleichzeitig noch die besten Musiker in London sind.“

bq: Gibt es denn Pläne für einen Nachfolger von „17 Watts“?

Mo Foster: Unglaublicherweise sind schon elf Jahre seit der Veröffentlichung vergangen. Wir hatten zu diesem Anlass eine wunderbare Party organisiert mit Gästen wie John Paul Jones, Clem Cattini und Jeff Beck. Die Bilder dazu kann man auf meiner Website sehen. Das Urheberrecht ist auf mich zurückgefallen und ich suche den richtigen Verlag für eine dritte Auflage. Es gibt jetzt ja Anekdoten aus weiteren elf Jahren!

bq: Wie Sie die Londoner Studioszene schildern, war da eine Menge Spaß mit dabei. Sicherlich gab es auch harte Arbeit und immensen Leistungsdruck, oder?

Mo Foster: Es war definitiv Spaß, zwischen den Takes konnte der Humor sehr „sophisticated“ sein. Aber sobald die rote Lampe leuchtete, musste man kreativ und vollkommen fokussiert arbeiten. Ich glaube, der Humor war ein Ventil für die massive Anspannung.

bq: Wie sah ein typischer Arbeitstag im Studio aus?

Mo Foster: Das Schöne daran war, dass es keinen typischen Tag, also keinen Alltag gab. An jedem gegebenen Tag war es möglich, drei verschiedene Sessions mit drei verschiedenen Rhythmusgruppen für drei verschiedene Künstler zu spielen – von einem Popsänger über Jazz bis hin zu einer orchestralen Filmmusikaufnahme. Man musste stets auf alles gefasst sein. Um wieder auf „17 Watts“ zurückzukommen, ich sollte erklären, dass ich einen einzigartigen Blick auf das Innere dieser bizarren, faszinierenden Welt eingefangen habe.

bq: Britische Studiomusiker wurden oft nach Paris oder München geflogen, um dort aufzunehmen. Haben Sie daran noch Erinnerungen?

Mo Foster: Ich habe einige Male in Paris gearbeitet, meistens Disco. Außerdem spielte ich zwei sehr befriedigende Wochen im Pariser Olympia mit Veronique Sanson, der damaligen Mrs. Stephen Stills. Just bei diesem Gig lernte ich Schlagzeuger Simon Phillips kennen, er war gerade mal neunzehn Jahre alt.

bq: Sie sind mit Phil Collins getourt. Haben Sie da die fantastischen Basslinien von Alphonso Johnson und John Giblin von Face Value wiedergegeben und haben Sie auch Ihren bundlosen Bass benutzt?

Mo Foster: Allerdings! Bei diesem Gig ging es hauptsächlich darum, die Platten live zu reproduzieren. Das war eine tolle Band mit Chester Thompson am Schlagzeug und der Tower of Power Hornsection. Sehr tight – und Phil arbeitete härter als irgendjemand sonst, den ich kannte.

„Jeff Beck ist der wohl größte elektrische Gitarrist auf diesem Planeten.“

bq: Sie waren auch mit Jeff Beck auf Tour, von dem es heißt, er sei auf der Bühne äußerst laut. Hat das Ihr Spiel in irgendeiner Form beeinflusst?

Mo Foster: Jeff, der wohl größte elektrische Gitarrist auf diesem Planeten, spielte 1980 tatsächlich ein bisschen laut. Genaugenommen so laut, dass ich mich mit zwei Ampeg SVTs nicht mehr hören konnte und mir eine spezielle 1500-Watt Anlage bauen ließ. Das war eine atemberaubende Band mit Simon Phillips am Schlagzeug und Tony Hymas an den Keyboards. Ich traf Jeff letztes Jahr in Ronnie Scott's Club in London, er spielte dort eine Woche, um eine DVD aufzunehmen. Er stellte mich seiner talentierten neuen Bassistin Tal Wilkenfeld vor. Als ich mit ihm tourte war sie noch nicht mal geboren!



Jeff Beck und Mo Foster nach einigen Becks

bq: Sie haben auch mit Van Morrison gearbeitet. Er schreibt wunderschöne Musik und gilt doch als eine schwierige Person. Es heißt auch, dass er von seinen Musikern ein riesiges Repertoire abrufbereit erwartet. Was sind Ihre Erinnerungen an ihn?

Mo Foster: Schwierig? Vielleicht eher „problembehaftet“. Zusammen mit Dr. John spielten wir eine einstündige Fernseh-Show in Hilversum. Am nächsten Tag sollte eine Deutschland-Tournee beginnen. Aber eine erste Ahnung, dass diese abgesagt war, überkam uns, als wir erfuhren, dass Van bereits zurück in London war. Vor dieser Show gab es eine dreistündige Probe, in der wir achtzig Songs zu lernen versuchten. Ja, es war schon schwierig.

bq: Für einen E-Bassisten war es wohl mal eine ganz andere Herausforderung, mit einem Orchester wie dem London Symphony Orchestra zu arbeiten?

Mo Foster: Es war eine der erhebedsten Erfahrungen, die unglaubliche Geräuschkulisse im Inneren eines Orchesters zu erleben – und zugleich eine der beängstigendsten, ein langes, kompliziertes Werk von Leonard Bernstein vom Blatt zu spielen. Ich fühlte mich winzig zwischen acht Kontrabassisten und neun Perkussionisten. Wenn ich hoffnungslos verloren war, gab mir der erste Tubist mit seiner freien Hand Einsätze. Ein netter Mann!

bq: Haben Sie besondere Erinnerungen an die Aufnahmen zu Phil Collins' „Hello I Must Be Going“ und hatten Sie viel Freiheit bei der Schaffung Ihrer Basslinien?

Mo Foster: Ich spielte diese in den mittlerweile leider geschlossenen Townhouse-Studios in London ein. Währenddessen probierte ich einfach so lange verschiedene Ideen aus, bis Phil sein o.k. gab.

bq: Phil Collins ist – neben all seinen anderen Errungenschaften – ein absolut einzigartiger Schlagzeuger. Wie war das, mit ihm zu spielen?

Mo Foster: Ich spielte wahnsinnig gerne mit ihm. Er hat eine Art, genau in der Mitte des Beats zu spielen und dabei so zu klingen, als treibe er den Song an. Es war aufregend! Ich hatte ihn ein Jahr vorher in den Stockholmer Polar-Studios (die ABBA-Studios) kennengelernt, wo er ein Album für Frida produzierte.

bq: Zu guter Letzt die Drummer Ringo, Simon Phillips, Gary Husband. Wie beeinflussen diese Ihr Spiel?

Mo Foster: Naja, jeder Schlagzeuger hat eine einzigartige Art zu spielen. Und ich hatte das Privileg, mit mehr als einhundert verschiedenen von ihnen zu arbeiten. Bei Ringo musste man aufpassen, dass man nicht langsamer wird, da sich sein Snare-Drum-Beat sehr entspannt anfühlt. Aber es war eine einzig-

artige Erfahrung, den Sgt. Pepper-Groove am eigenen Leib zu erfahren. Simons Spiel ist metronomisch, sein Sound ist kraftvoll, breit und aufregend. Egal, was für einen Fill er spielt, er kommt immer perfekt heraus. Gary ist herrlich verrückt und riskiert viele polyrhythmische Ideen, ganz in der Art des verstorbenen Tony Williams. Ein äußerst kreativer Spieler. Ja, bei diesen Typen musst du gut sein.

bq: Ihre Hauptinstrumente sind modifizierte Fender Precision und Jazz Bässe. Spielen Sie die immer noch – und wenn ja, fällt Ihnen etwas ein zum Thema „Fender-Mystik“?

Mo Foster: Ich kann keine „Fender-Mystik“ feststellen. Es ist ganz einfach: Leo Fender war ein bemerkenswerter Ingenieur, der sehr genau darauf hörte, was die Leute wollten und ihnen genau das gab. Er hat es auf Anhieb richtig hinbekommen. Ich denke, er war so was wie ein Genie. Wussten Sie, dass in den USA in den frühen 1950ern der Precision nur von Gitarristen gespielt wurde, die ihr Einkommen verdoppeln wollten? Die Kontrabassisten hassten ihn. Es galt: Hundehütte gegen vulgäre Planke. Ich spiele meine Fender-Bässe nach wie vor, sie klingen immer gut. Mein Soundcheck damit dauert in der Regel dreißig Sekunden.

„Mein erster richtiger, also nicht selbst gebauter Bass war ein Dallas Tuxedo, den ich in einem Laden in Wolverhampton für 16 Pfund erstand.“

bq: In den Anfangstagen spielten die meisten Bassisten Precision-Bässe. Später musste dann jeder einen Jazz Bass haben. In letzter Zeit scheinen wieder Precision-Bässe mit Flatwound-Saiten der letzte Schrei zu sein, stimmt das?

Mo Foster: In den Anfangstagen hat man gespielt, was man bekam. Mein erster richtiger, also nicht selbst gebauter Bass war ein Dallas Tuxedo, den ich in einem Laden in Wolverhampton für 16 Pfund erstand. Es war der einzige Bass im Angebot. Fender-Bässe waren vor 1960 nicht erhältlich.

bq: Übt ein Mo Foster noch am Bass?

Mo Foster: Ich übe in einer sehr zufälligen Art und Weise, mal im Stehen, mal vor dem stumm geschalteten Fernseher. Ich stelle mir selbst kleine Herausforderungen und manchmal führen die kleinen Dudeleien zu neuen Kompositionen. Ich springe auch hin und her zwischen bundiertem Bass, bundlosem Bass, akustischer Gitarre, Mandoline und Kontrabass. Das hält mein Interesse wach.

bq: Sie haben einen wunderschönen Ton und ein ebensolches Vibrato auf dem bundlosen Bass. Wie machen Sie das?

Mo Foster: Dankeschön. Das ist so, sie haben einen Klang im Ohr und versuchen, diesen zu produzieren. Mein Ton auf dem bundlosen Bass ist eine Kombination aus dem Timbre eines Fagottes – ich verwende nur den Steg-Tonabnehmer –, dem An- und Abklingen eines Euphoniums und dem Vibrato und Glissando eines Violoncellos. Ich versuche auch, den fabelhaften Klang, den Kontrabassist Ron Carter auf den tiefen Tönen erlangt, zu emulieren. Der Druck der Finger der linken Hand kann das Sustain einer Note bestimmen. Außerdem streichele ich die Saiten mit den Fingern der rechten Hand. Durch das Drehen des Handgelenks ist es möglich, die Finger seitlich an die Saite zu bringen, wie beim Kontrabass. Dies habe ich entdeckt, als ich meine Technik nach einer Sehnenverletzung neu erlernen musste.



Mo Foster heute

bq: Stimmung und Intonation scheinen oft Probleme beim Zusammenklingen von Saiteninstrumenten zu erzeugen. Was sind Ihre Erfahrungen?

Mo Foster: Als ich ernsthaft mit dem Bass begann, gab es keine Lehr-DVDs, Bücher oder Schulen. Ich musste ein logisches System für Fingersätze entwickeln und dachte mir Folgendes: Der elektrische Bass hat sowohl Eigenschaften des Kontrabasses als auch der Gitarre, schließlich ist die Mensur genau in der Mitte der beiden, also sollten die Fingersätze dies reflektieren. Ich verwendete die Schule von Bassist Ray Brown, um die Simandl-Technik zu lernen, das System für Kontrabassisten in den tiefen Lagen mit weiten Streckungen. Dann lernte ich, einen Finger pro Bund zu verwenden und arbeitete mich durch die Bücher von Studiobassistin Carol Kaye, um mein Blattspiel zu verbessern. Kombinieren Sie alle diese Techniken und sie können alles spielen, mit der richtigen Intonation. Bei bundlosen Instrumenten spielt vor allem auch das Gehör eine große Rolle in Bezug auf Genauigkeit. Ich bin immer wieder erstaunt darüber, dass viele Bass-Zeitschriften überhaupt keine Fingersätze erklären – vielleicht, weil sie sie selbst nicht kennen? Und diese elende Tabulatur lehrt einen überhaupt nichts.

bq: In Ihrem Buch wirkt der verstorbene Ronnie Scott, Gründer des legendären Londoner Jazzclubs, wie eine schillernde Persönlichkeit. Was für ein Mensch war er?

Mo Foster: Als meine Band Affinity nach London kam nahm er uns unter Vertrag und buchte uns oft für seinen Club. Jeden Abend Künstler wie Gary Burton, Billy Cobham oder Stan Getz sehen zu können, noch dazu umsonst, war so, als ob man nochmal zur Universität ginge. Ronnie eröffnete immer mit seinem eigenen Quintett und moderierte den Abend. Wie er da im halbdunklen Saal am Mikrophon stand und das Publikum gnadenlos verspottete...

Es schien, als würde er jeden Abend die gleichen Witze erzählen, aber das Timing war immer perfekt.



Carol Kaye und Mo Foster, Los Angeles

bq: Sie haben eine Vielzahl von Soundtracks für Filme eingespielt. Wurden diese, wie in Hollywood üblich, zum laufenden Film aufgenommen?

Mo Foster: In den vor-digitalen Zeiten spielte das gesamte Orchester gemeinsam in einer der grossen Räumlichkeiten wie CTS in Wembley oder in EMI Studio Abbey Road. An einem Ende des Raumes war eine riesige Leinwand, der gegenüber stand der Dirigent, der seine Cues von einer sich über das Bild bewegenden weissen Linie bekam, einer sogenannten „Wipe“. Es herrschte eine grosse Anspannung, denn wenn man einen Fehler machte, mussten achtzig Musiker das Ganze nochmal spielen, das war teuer.



CLIFF RICHARD "MOVE IT"-SESSION AT ABBEY ROAD 2006: Brian May, Cliff Richard, Brian Bennett, Mo Foster

bq: Wie balancieren Sie Studioarbeit mit Auftritten vor Publikum? Haben Sie das Gefühl, das eines dem anderen zu- oder abträglich ist?

Mo Foster: In den Siebzigern und Achtzigern führte Studioarbeit gelegentlich auch zu Tourneen. Nach sechs Wochen „on the road“ war es trotzdem möglich, nach Hause zu kommen und schnell wieder Sessionarbeit zu bekommen. Beides waren wertvolle Erfahrungen.

bq: Welche Musik hören Sie zur Zeit und was was inspiriert Sie neben Musik?

Mo Foster: Zur Zeit liebe ich akustische Musik. Meine Lieblingsbands sind „Nickel Creek“, ein virtuoses amerikanisches Bluegrass Trio, und das „Ukulele Orchestra Of Great Britain“, acht talentierte Musiker/Sänger, die alles spielen von „Wuthering Heights“ (in einem Yorkshire Dialekt) bis hin zu „Teenage Dirtbag“ (als zarte Ballade). Sie sind grossartig und unglaublich witzig. Das Ganze wird zusammengehalten von Johnny Bankes an der akustischen Bassgitarre, einem sehr guten Musiker (www.ukuleleorchestra.com, Anm. d. Red.). An der Universität habe ich Physik studiert und ich versuche, auf dem Laufenden zu bleiben, was die neuesten Erkenntnisse betrifft. Letztes Jahr spielte ich eine Session mit Brian May in Abbey Road. Er gab mir ein Exemplar seines Buches „BANG! The Complete History Of The Universe“.

bq: Was steht als nächstes bei Ihnen an, werden Sie demnächst mal in Deutschland zu erleben sein?

Mo Foster: Ich habe Abbey Road erwähnt. Letztes Jahr half ich mit bei einer Fernsehserie „Live From Abbey Road“. Mein alter Freund, Schlagzeuger Peter Van Hooke hat sie produziert. Ich habe mit einigen Bands Interviews geführt, vor elf Jahren interviewte ich genau dort George Harrison, und habe in EMIs umfangreichen Archiven in Hayes, Middlesex recherchiert. Es gibt dort einen wundervollen, nicht öffentlichen Raum, das Archive Museum, gefüllt mit antiken Edison und Berliner Abspielgeräten, Beatles-Kostümen, uralten Mikrofonen und so weiter. Himmlisch.

Ich habe keine Pläne, nach Deutschland zu kommen, aber ich habe einen Freund in Thurnof nahe München. Er heisst Andreas Reimann und ist Töpfer.